

Nr. 21. Posen, den 26. Mai. 1895.

Prüfungen.

Novelle von Johanna Zunk.

(Fortsetzung.)

Bernhard wünschte so bald als möglich Hochzeit zu machen; indeß seine Braut zeigte nicht solche Eile. Sie hatte erreicht, was sie erstrebt, und wollte nun sich ruhig noch eine Zeit lang amüsiren. Sie reisten alle zusammen nach Berlin; die üblichen Visiten wurden gemacht und auch bei Böhm's ließ sich das junge Paar melden.

Wandas Freude, Herthas hilfloses Gesicht beim Anblick Bernhards zu sehen, wurde vereitelt, als sie hörte, das junge Mädchen sei krank, und noch außerhalb, daß sie aber den Verlobten die herzlichsten Segenswünsche sende.

Bernhard wechselte bei diesen Mittheilungen die Farbe und wandte sich ab; Frau Böhm hatte es zufällig bemerkt und zum ersten Mal dämmerte ihr eine Ahnung von der Wahrheit. Wandas neckisches Geplauder, ihre strahlende Schönheit, litten nicht lange Wolken auf Bernhard's Stirn, und bald hatte auch jener den Vorfall vergessen und seine Selbstvorwürfe zurückgedrängt.

Wanda hatte nun vollauf, da Bernhard ungeduldig auf die Festsetzung des Hochzeitstages drängte, mit den Vorbereitungen, eine möglichst kostbare und originelle Ausstattung zusammenzustellen, zu thun.

Mitten hinein in ihre Vorbereitungen und Pläne kam die Nachricht von dem Ausbruch der Cholera in Hamburg. Wanda ließ das Unglück der Hansastadt vollständig gleichgiltig, was gingen sie fremde Menschen an?

Nicht so Bernhard.

Obgleich er das oberflächliche Temperament seiner Mutter geerbt, besaß er doch im Grunde ein mitleidiges Herz. Auch war sein Interesse als Arzt auf das Lebhafteste erregt.

Mit größter Genauigkeit verfolgte er in der medizinischen Wochenschrift das rapide Fortschreiten der Seuche, sowie die verschiedenen ärztlichen Versuche und Maßnahmen.

Aengstliche Gemüther in Berlin waren schon von der Cholerafurcht angesteckt; überall bildete Hamburg das Gesprächsthema.

Auch in der kleinen Gesellschaft, die heute den Thee bei Kaufmann's einnahm.

„Was meinen Sie, Herr Doktor," sagte eine ältliche Dame zu Bernhard, „werden wir sie wohl herbekommen?"

„So leicht nicht, meine Gnädige; bei uns sind nicht diese ungünstigen Wohnungsverhältnisse; infolgedessen eine größere Reinlichkeit und dann werden auch schon alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung der Seuche getroffen. Vereinzelt mag sie wohl hier und dort durch Einschleppung auftreten, aber zur Epidemie wird sie nicht ausarten. — Ich habe neulich einen Bericht eines Hamburger Kollegen gelesen. Die Verhältnisse dort sind ganz trostlos. Jeden mitfühlenden Menschen muß das Leid, welches herrscht, bis ins innerste Herz treffen. Se. Majestät unser Kaiser hat die Ordre erlassen, daß von den verschiedenen Sanitäts-Abtheilungen sich einige mit ihren Lazareth-Gehilfen dorthin begeben, und wir haben gestern in unsrer Aerzte-Versammlung beschlossen, daß auch von uns freiwillige Kräfte zur Verfügung gestellt werden sollen. Ich schließe mich der Expedition an; hier kann mein Assistent leicht meine Praxis vertreten, während dort eine einzige Person schon unendlich viel leisten kann."

„Sie sind ein edler Mensch, Doktor; ich hätte den Muth nicht," entgegnete die alte Dame. Wanda winkte bald darauf ihren Bräutigam zur Seite.

„Ich hoffe, Bernhard, Du hast vorhin nur Scherz gemacht. Solche Absichten kannst Du doch im Ernst nicht haben. Jetzt einige Wochen vor unserer Hochzeit! Wenn Du nicht wiederkämst, wie entsetzlich! Bleib' Du nur hier; es finden sich schon sicher noch andere genug, die hinübergehen. Du gehörst zu mir; nicht wahr, Du bleibst?"

„So leicht geht das nicht, liebes Mädchen; ich habe so zu sagen gestern Abend schon mein Wort gegeben. Und wenn Du Dich nicht entschließen kannst, so bald als möglich mein Weib zu werden und mir zu folgen, so müssen wir eben unsere Hochzeit noch verzögern.

Wie denkst Du darüber, Geliebte?"

„Ich denke, daß Du immer noch scherzest. Ich kann doch nicht alle Vorbereitungen über den Haufen werfen, und auf der Stelle wie ein simples Bauernmädchen mit Dir zum Standesamt gehen! Das wäre doch einfach lächerlich! Du mußt eben die Sache rückgängig machen!"

„Das kann ich nicht, Wanda. Sieh', es ist eine Pflicht der Menschlichkeit, die ich zu erfüllen habe. Und kannst Du mir denn nicht nachfühlen, wie sehr ich als Arzt Antheil an der Epidemie nehme? Vielleicht ist es mir vergönnt, auch einmal etwas Besonderes zu leisten, mich hervorzuthun aus der Zahl der Alltagsmenschen; wie stolz wirst Du dann auf Deinen Bernhard sein. Sieh' Wanda, meine Ehre verlangt, daß ich mein Wort einlöse, oder willst Du, daß man Deinen zukünftigen Gatten der Feigheit zeihe?"

Wanda hatte ihm ungeduldig zugehört.

Daß er so fest auf seinem Vorsatz beharrte, reizte sie; er sollte ihr nachgeben, sie mußte ihn umstimmen. Sie war geärgert, wüthend über seinen Widerstand.

„So, und ohne mir vorher von Deinem Vorhaben zu sagen, ohne Dich mit mir zu besprechen, hast Du sofort Deine endgiltige Zustimmung gegeben? Zuerst konnte Dir die Hochzeit nicht schnell genug gefeiert werden und nun, ein paar Wochen vorher, gehst Du ruhig, ohne Umstände in die verseuchte Cholerastadt? Und mir machst Du den Vorschlag, Dir zu folgen! Mir mit meinen Nerven; die ich keinen Kranken sehen kann, das ist eine nette Rücksichtnahme; das nenne ich Liebe!"

„Kind," versuchte er sie zu beruhigen, „reg' Dich doch nicht so auf. Sieh', das ist ja lediglich Sache der Pflicht und hat mit der Liebe nichts zu thun. Meine Liebe zu Dir ist die gleiche; aber mein Beruf ist mir theuer; ich hänge mit Leib und Seele an ihm und noch nie war ich in der Lage, so helfend einzugreifen, so mein Können zu verwerthen, wie gerade in dem Falle. Ich handle nicht aus Laune; ich gehe hin, weil ich einen innern, heiligen Drang in mir spüre, beizustehen und zu retten, so weit meine Wissenschaft reicht. Wenn Du die rechte Liebe zu mir hast, mußt Du mich verstehen und mir Muth einsprechen zu meinem schweren Werke."

Seine Worte fanden nur taube Ohren bei Wanda; er hatte ihr stets nachgegeben und heute zeigte er solchen Starrsinn!

„Ich glaubte bis jetzt", erwiderte sie ihm, „ich sei Dir das Höchste und Liebste. Ich habe mich getäuscht; Deine Pflicht und Menschenliebe gilt Dir mehr als Deine Braut! Meinetwegen geh' ruhig zu Deinen lieben Mitmenschen; eigentlich hätte ich Dir garnicht so viel Herz zugetraut; oder sollte es am Ende garnicht Dein Herz, sondern nur Dein Ehrgeiz, Deine Sucht, Aufsehen zu erregen um jeden Preis, sein, was Dich dahin treibt?"

„Wanda, nimm das Wort zurück; es beleidigt mich. Bist Du denn so gefühlsarm, daß Du nicht andere Motive für mein Thun findest? Greift denn die Noth und der Jammer der Tausende, die dort elend sterben, nicht an Dein Herz? Wie kannst Du so hart, so wenig weiblich sprechen? Sag, daß Du mich von meinem Vorhaben hast abbringen wollen, aber widerrufe Deine häßlichen Worte; ich bitt' Dich darum, Wanda," drängte Bernhard und legte seinen Arm um ihre Schulter.

Unwillig stieß sie ihn von sich.

„Soll ich noch mehr solch' sentimentales Zeug hören? Du hast schlechtes Talent zum Prediger; hör auf; es langweilt mich! Aber das sage ich Dir, wenn Du gehst, dann ist's aus zwischen uns; es wird Dir leid thun!" Und ohne eine Antwort abzuwarten, ging sie an ihm vorbei ins Haus.

Bernhard starrte ihr erschreckt nach.

War das seine Wanda, seine schöne Braut, die eben solche Worte gesprochen? In ein wuthverzerrtes, häßliches Gesicht hatte er gesehen; kalte mitleidslose Augen hatten ihn angeblickt. Ihm wurde tieftraurig zu Muth; all' seine Schaffenslust war dahin; wie hatte er sich gefreut, Wanda von seinem Vorhaben mitzutheilen; er hatte sie sich vorgestellt, ihr schönes Gesicht von Begeisterung für das Edle seines Unternehmens erglühend, wie sie ihm freudig ihre Zustimmung geben, ihm vertrauend zu seiner schweren Pflicht folgen würde — eine Caritas, eine Göttin des Mitleids!

Und nun diese Ernüchterung! Gefühllos sah sie über fremdes Leid hinweg; nicht ein Fünkchen Nächstenliebe wohnte in dieser stolzen Brust!

Er fühlte sich bis in's innerste Herz verwundet, daß er an diesem schönen Menschenbilde einen so häßlichen Flecken gefunden hatte.

Quälende, bange Zweifel stiegen in ihm auf. Die nächsten Tage wartete er vergeblich auf Nachricht von Wanda.

Er entschuldigte sie; sie war durch ihn gereizt worden und in größere Wuth gerathen, als ihr selbst lieb; es that ihr sicherlich leid; sie würde ihm einige versöhnende Worte schreiben.

Aber der Tag der Abreise nahte, ohne eine Botschaft von ihr gebracht zu haben. Er wollte nicht zu ihr gehen; er konnte es nicht; sie mußte erst durch ein paar freundliche Zeilen den Eindruck des Geschehenen verwischen.

Sie that es nicht, und so fuhr er denn schweren Herzens nach Hamburg ab.

Dem Portier hinterließ er die Weisung, etwa eintreffende Briefe ihm in das Eppendorfer Krankenhaus nachzusenden.

* * *

Es war ein schwüler Augustnachmittag, als Bernhard das Alsterhotel verließ, um einen kurzen Gang durch die Hansastadt zu machen. Sengend fielen die Sonnenstrahlen auf die Menschen nieder, die eilfertig ihres Weges gingen.

Zwar herrschte noch immer in den Hauptstraßen, dem Jungfernstieg, dem Breitenweg u. s. w. reges Leben und Treiben; nur fielen die vielen geschlossenen „Hamburger Fettwaren- und Buttergeschäfte" befremdlich auf; auch der Obsthandel in den Straßen hatte gänzlich aufgehört.

Viele der Männer und Frauen, denen er begegnete, trugen Trauerkleidung; forderte doch der große Würgeengel, die Cholera, täglich neue Opfer. Was sein heißer Athem streifte, wohin sein glühender Blick traf, fiel Alles sterbend zu Boden, hinweggeweht aus den Reihen der Lebenden. Auf den großen Plätzen der Stadt und in den Vorstädten waren Holzbuden errichtet, in denen Lokomobilen aufgestellt waren, die vom frühen Morgen bis zum späten Abend der Bevölkerung siedendes Wasser lieferten, hatten doch medizinische Autoritäten, die Professoren Koch und Virchow, als Hauptursache der rapiden Verbreitung der Seuche die Benutzung des Trinkwassers aus der Elbe gefunden.

Lautklingelnd zogen Quellwasserwagen durch die Straßen, bald von einer Anzahl Mädchen oder Kindern mit Töpfen und Kannen in den Händen umringt, von dem Vorrath begehrend.

Am meisten umlagert sind die Apotheken, die Tag und Nacht geöffnet bleiben; in langen Reihen halten die Kutschen der Aerzte vor ihnen; athemlos drängt sich die Menge hinein und heraus, Arzneien und Desinfektionsmittel wünschend und tragend. Krankenwagen fahren hin und wieder; Leichenwagen streben in schnellem Trabe nach den auswärts gelegenen Friedhöfen. Ein Theil der prächtigen Villen liegt verödet; denn die begüterten Bewohner derselben haben in schneller Flucht ihr Leben aus der durchseuchten Stadt zu retten gesucht. Theater und Vergnügungslokale sind geschlossen. Unentgeltlich läßt die Stadt Medikamente und Räucherungsmittel vertheilen; für die verwaisten Kinder sind Heimstätten errichtet; die Armen erhalten Kleider und Nahrungsmittel; denn die Noth ist grenzenlos.

Bernhard war erschüttert von dem, was er gesehen, das überstieg seine Erwartungen bei weitem.

Nachdem er sich im Krankenhaus den Vorstandsärzten vorgestellt, erhielt er seinen Platz mit seinem Berliner Kollegen im Feldlazareth angewiesen. Dicht bei dem Eppendorfer Krankenhause waren in vier Reihen von den Sanitäts-Abtheilungen Zelte aufgestellt, in denen sich je zwölf Betten befanden.

Elektrisches Licht beleuchtete Abends den Platz und ein Telegraph führte nach dem Krankenhause; auf den Zelten wehte die weiße Fahne mit dem rothen Kreuz.

Mit unermüdlichem Eifer übte Doktor Werner seine Thätigkeit; er schien keiner Ruhe und Erholung zu bedürfen und manch junges Menschenleben erholte sich unter seiner Pflege. Es schien, als ob mit den wachsenden Anstrengungen auch seine Kräfte wüchsen.

Von seiner Braut hatte er immer noch keine Nachricht, obgleich er nun schon eine Woche hier weilte. —

Die Seuche hatte ihren Höhepunkt erreicht, als der mit ihm gekommene Berliner Kollege, Doktor Köhler, erkrankte. Bernhard bot alles auf, den liebenswürdigen Arzt, mit dem er so manche frohe Stunde verlebt hatte, zu retten; vergeblich; bald war der Freund ein Opfer seines Berufes geworden. Das Einzige, was er für ihn thun konnte, war, ihm ein Einzelbegräbniß auf dem Friedhof zu ermöglichen.

Beim Anbruch der Nacht fuhr er hinaus mit dem Wagen, der Doktor Köhler zur letzten Ruhe bringen sollte.

Ununterbrochen reihten sich die mit vier Pferden bespannten Leichenwagen aneinander; in düsterem Zug durch die Barmbecker Vorstadt nach dem etwa Dreiviertelstunde weit gelegenen Ohlsdorferkirchhof hinaus. In dem schönen, vorderen, parkähnlichen Theil, in der Nähe der prächtig geschmückten Gräber hatte er einen Platz für seinen Freund gefunden. Feuchten Auges warf er die letzten Schollen Erde auf den vor einigen Tagen noch so Hoffnungsfreudigen; dann folgte er den Leichenwagen, die weiter hinaus nach dem kahlen Platz fuhren, auf dem die Massengräber für die Choleraleichen gegraben wurden.

Die Wagen, meist große Möbelfuhrwerke, brachten etwa vierzig bis fünfzig Todte, die in in der Eile hergestellten Särgen übereinander lagen; hastig setzten die Träger ihre schauerlichen Bürden in doppelten Reihen nieder; sie mußten ja schnell zur Stadt zurück, neue Opfer zu holen.

(Fortsetzung folgt.)

Am heiligen Nil.

Von Dr. Julius Pasig, Mogilno.

[Nachdruck verboten.]

1. Ankunft in Alexandrien.

Jeder, der zum ersten Male das Wunderland des Orients betritt, bringt unwillkürlich die vorgefaßte Meinung mit, dort etwas zu finden, was im Vergleich zu den gewohnten Verhältnissen, Sitten und Anschauungen den Charakter des Märchenhaften und Phantastischen trägt. Es ist dies durch die südliche Physiognomie der dortigen Verhältnisse bedingt, welche allem, was zur Erscheinung kommt, das Gepräge des Fremdartigen, Beweglichen und Erregbaren verleiht. Und fürwahr, das ist anderer Himmel, anderes Land! In blaßgelbem Scheine, dessen wunderbar leuchtendes Kolorit keines Malers Pinsel nachzuahmen im Stande ist, liegt sie vor unseren Blicken, die langgestreckte, nur wenig über die glänzende Meeresfläche emportauchende Nordostküste Afrikas. Ungeduldig späht das forschende Auge, fast geblendet durch die Lichtfülle dieses goldklaren Himmels, auf dem noch in einem sanften Dämmer daliegenden Landstreifen umher, um das erste Bild des märchenhaften Orients möglichst in seiner ganzen Originalität und Vollständigkeit zu erfassen. Nichts zeigt sich auf der kahlen, öden Küste, was den Eindruck des Gemäldes erhöhen könnte, und fast enttäuscht kehren die Blicke zurück, um sich an den wechselvollen Szenen, die sich in unmittelbarster Nähe auf dem Schiffsdeck abspielen, zu ergötzen. Das tiefblaue Meer aber zu unseren Füßen, unbekümmert um die kleinlichen Interessen der Staubgeborenen, fährt fort, seine uralte, ewige Melodie zu singen, und beim Lauschen ist es uns, als verriethen die plätschernden Wogen manch wundersames Geheimniß aus „tausend und einer Nacht.“

Der stattliche Dampfer „Levante“ hat uns inzwischen unserem Ziele um ein Merkliches näher gebracht. Stolz erhebt sich geradeaus vor unseren Blicken der berühmte „Pharus“, das Wahrzeichen der Stadt Alexanders des Großen. Einzelne hart am Strande liegende Gebäude, deren offizieller Charakter sofort aus dem modern-europäischen Kasernenstyle zu Tage tritt, zur Rechten und zur Linken fashionable Villen und Palais sowie zerstreute Windmühlen verrathen die erste menschenbewohnte Stätte des Orients, die wir betreten sollen, — und doch, wie wenig von dem, was wir erwartet, erblicken die Augen: hat uns ein neckisches Geschick, wie mit einem Zauberschlage, an die Gestade einer europäischen Stadt zurückversetzt? Da endlich tauchen sie empor, die ersten, unwiderleglichen Zeugen der orientalischen Welt: stolz und majestätisch, mehr einzeln als in Gruppen stehend, wiegen schlanke Dattelpalmen ihre Häupter im Winde, und über ihnen wölbt sich noch immer der krystallklare, unbewölkte Himmel.

Das Schiff stoppt, aber noch dehnt sich in unbegreiflicher Weite das Meer bis hinein in den bergenden Hafen von Alexandrien. Da erscheint — fürwahr ein Bild echt orientalischen Charakters — ein kleines, mit phantastisch gekleideten, dunkelfarbigen Gesellen bemanntes Boot, legt an dem Riesenleibe unseres Dampfers an, und ehe wir es uns versehen, befindet sich einer der braunen Gesellen auf der Kommandobrücke des Schiffs, um als kundiger Lotse dasselbe durch die im Grunde lauernden Gefahren der Klippen und Untiefen in den sicheren Hafen zu geleiten. Es ist dieser Dienst ein Vorrecht der arabischen Lotsen, welches sie sich in keiner Weise streitig machen lassen. Hat freilich das Schiff das Unglück, erst nach Sonnenuntergang vor Alexandrien anzukommen, so ist es dazu verurtheilt, bis zum anderen Morgen geduldig des unentbehrlichen Führers zu harren, der um keinen Preis zu bewegen wäre, nach eingebrochener Nacht seinen Lotsendienst zu beginnen.

Befindet sich der Dampfer in dem von tausend Masten wimmelnden Hafen, der bei festlichen Anlässen, wenn die Flaggen und Wimpel in den Farben aller Nationen lustig im Winde flattern, ein überaus bewegtes Bild bietet, dann vollzieht sich vor den Augen der erstaunten Reisenden ein Schauspiel, das in der That des Pinsels würdig ist. Das gewaltige Schiff ist genöthigt, in gewisser Entfernung vom Lande Halt zu machen. Im Nu ist dasselbe von unzähligen größeren und kleineren Barken umschwärmt, sämmtlich mit braunen und schwarzen Söhnen Afrikas in ihren buntfarbigen Trachten bemannt, und ehe wir uns erinnern können, daß es Zeit ist, unser Gepäck zu besorgen und uns zum Verlassen des Schiffes zu rüsten, sehen wir letzteres wie mit einem Male von jenen abenteuerlichen Gestalten, deren Behendigkeit im Klettern an gewisse Vierfüßler erinnert, in Besitz genommen. Wir glauben uns mitten in das Treiben einer orientalischen Großstadt versetzt, und noch nie vernommene Laute klingen an unsere Ohren. Man bemächtigt sich, ohne auch nur im geringsten uns darüber zu befragen, unseres Gepäcks, man stürzt mit ihm in eine der Barken, man zieht und drängt, man schiebt und stößt uns selbst nach, und ehe wir zu Verstande kommen, befinden wir uns — das Glück will es, zugleich mit unseren Koffern — in einer jener Barken, um durch das Gewühle hindurch dem Festlande zugesteuert zu werden.

Endlich fühlen wir wieder festen Boden unter unseren Füßen. Die Formalitäten der Douane (Zollabfertigung) werden ohne Schwierigkeiten erledigt, und nachdem wir die immer zudringlicher werdenden Eingebornen, deren Fordern von „Backschisch, Backschisch!“ keine Grenze kennt, mit kurzem Wort und Wink entlassen haben, athmen wir zum ersten Male nach jenen letzten, stürmisch bewegten Scenen wieder frei auf. Der ganze Zauber der krystallklaren, reinen Luft, welche den köstlichsten Schatz des Pharaonenlandes bildet, übt sogleich auf die erregten Nerven jenen unbeschreiblich wohlthuenden Einfluß aus, den wir mit Recht als ein Vorrecht der Alpen- und Seeluft anzusehen gewohnt sind.

In Alexandrien, einer Stadt von beiläufig 235000 Einwohnern, halten wir uns nur wenige Stunden auf. Haben wir doch alle Ursache zu hoffen, dasjenige, was der Orient an Interessantem und Eigenartigem aufzuweisen hat, in ausgedehntester und ausgeprägtester Weise in Kairo, der zweiten Stadt des ottomanischen Reiches, wiederzufinden. Das Wahrzeichen der Stadt Alexanders ist bekanntlich die Pompejussäule, zugleich das einzige, fast noch wohl erhaltene Monument aus dem alten Alexandria. Nicht dem Pompejus, dem großen Rivalen Cäsars, sondern dem römischen Kaiser Diocletian zu Ehren wurde das stattliche, fast 32 Meter hohe Monument errichtet, und zwar, wie die Inschrift sagt, von dem Präfekten Pompejus, also im Anfange des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Im übrigen weist das heutige Alexandrien noch viele Trümmerstätten und Ruinen auf, ernste und beredte Zeugen der Entschlossenheit, mit welcher die europäischen Großmächte erst in jüngster Vergangenheit ihre Wünsche und Anforderungen durch den ehernen Mund der Kanonen zur Geltung zu bringen wußten. Die bereits entstandenen, sowie noch im Entstehen begriffenen Neubauten verheißen der Stadt ein fast europäisches Aussehen, wie denn überhaupt ihr Gesicht ein janusartiges ist, theils der Vergangenheit, dem wunderbaren Orient, theils der Zukunft, der europäischen Kultur und Sitte zugewandt.

2. Straßenleben in Kairo.

In ungefähr sechs Stunden führt uns der Postzug an ärmlichen, ameisenhaufenähnlichen Fellahdörfern vorüber und theils durch fruchtbare Mais- und Baumwollenkulturen nach Kairo, der ersten Stadt Afrikas. Der erste Eindruck, den diese ungefähr 400,000 Einwohner zählende, aus arabischen und europäischen Quartieren bestehende, werdende Großstadt macht, ist ein durchaus fremdartiger und höchst überraschender. Ich spreche nicht von den oft in zierlichstem maurischen Stile erbauten öffentlichen und privaten Häusern, nicht von den annähernd 400 kuppelgekrönten Moscheen mit ihren schlanken Mimarets, von welchen herab fünfmal des Tages der Muezzin die Gläubigen zum Gebete ruft, nicht von den oft mit dem ausgesuchtesten europäischen Luxus ausgestatteten Schauläden der Levantiner nicht von der wunderbaren tropischen Vegetation mit ihren lebhaften, glühenden Farben und ihren biegsamen, im Winde sich wiegenden Palmen, nicht von der klaren, milden Luft, dem herrlichen Klima und dem fast ewig blauen Himmel, der auf diesen zwar schmalen, aber glücklichen Streifen Landes herablacht: Das Merkwürdigste und Anziehendste bleibt doch das bunte Straßenleben, welches mit seinen ewig wechselnden Bildern und Scenen, seinem ohrenbetäubenden Lärm, seinen oft komischen und erheiternden Situationen, kurz, all' seinen so oft geschilderten Licht- und Schattenseiten eine Quelle der Unterhaltung und Belehrung bietet.

Das regste und bewegteste Leben fluthet in der Mouski, der Hauptverkehrsader Kairos, einer über anderthalb Kilometer langen, früher mit Tüchern und Teppichen bedeckten Straße, die durch Abbildungen ja auch in Europa vielfach bekannt ist. Hier begegnen uns am häufigsten jene Typen, die wir auch sonst noch antreffen und die wir dem freundlichen Leser nun vorstellen möchten.

Da sind es zunächst die berühmten Eselstreiber, deren Zahl Legion ist und die ihre zumeist munteren Grauthiere in oft geradezu unausstehlicher Weise dem Fremden aufzuschwatzen suchen, indem sie ihn nicht nur ganze Strecken lang begleiten und dabei eine staunenswerthe Redefülle verschwenden, sondern ihm mit den Thieren auch geradezu den Weg verstellen, so daß er sich genöthigt sieht, oft in „schlagender Weise“ der Zudringlichkeiten sich zu erwehren. Als vorzüglichste Qualität werden „Bismarckesel“ angeboten, und der Fürst mag zusehen, wie er mit den braunen Jungen Afrika's wegen dieser etwas gewagten und verfänglichen Nomenklatur fertig wird. Komisch ist es zuweilen anzusehen, wenn der Treiber sein altersschwaches oder abgemattetes Langohr vorwärts schiebt, während die häufig vorkommenden, geradezu empörenden Thierquälereien uns die Zornesröthe ins Antlitz treiben und den Wunsch nach einem Thierschutzverein rege machen.

Die egyptischen Rosselenker stehen freilich auf einer wesentlich höheren Kulturstufe und wissen ihre in der Mehrzahl edeln und schönen Thiere auch geziemend zu behandeln. Sie tragen mit den Eselstreibern wesentlich zu dem Gesammtstraßenbilde bei, denn das Drängen und Treiben, das Rufen und Schreien hat in der Hauptsache in ihnen ihre Urheber. Riglak! Riglak! (Dein Fuß! Dein Fuß!) tönt es unaufhörlich an besonders lebhaften Stellen aus ihrem Munde, und trotzdem, daß außer den Fremden, die gewöhnt sind, derartige Warnungsrufe ernst zu nehmen, niemand den Ruf beachtet, ist es doch bezeichnend, daß nur ganz ausnahmsweise ein durch ein Gefährt verursachter Unglücksfall sich ereignet. Flink und behend, wie der Orientale ist, die Hände wie Füße im Nothfall gleich geschickt gebrauchend, sieht man Groß und Klein dicht vor dem im schärfsten Trab einherfahrenden Wagen sich umhertummeln, und ist wirklich einmal Gefahr im Verzuge, nun, dann heißt es eben auf allen Vieren schnell unter den Pferden weg auf die andere Seite hinübergeflüchtet.

Nicht minder lästig wie die Eseljungen fallen die noch zahlreicheren, schmutzigen Stiefelputzer. Auf das nothdürftigste bekleidet, in der Hand das höchst primitiv konstruirte Putzkästchen mit Bürste und Wichse, sind diese Bengels überall und nirgends zu treffen und ihr beständiges „Bôye!“ (Farbe, Wichse!) verfolgt uns auf Schritt und Tritt bis in die sekretesten Räume öffentlicher Lokalitäten, so daß nicht selten auch bei ihnen eine sehr handgreifliche Abweisung nothwendig ist. Aber die derbsten Zurechtweisungen, selbst Schläge vermögen diese Glücklichen nicht aus ihrer Ruhe und Resignation zu bringen: sie sind Philosophen nach diogenischem Vorbild, nur daß sie nicht einmal ein Faß zu ihrer Behausung haben, sondern in den meisten Fällen, wie ihr Straßenkollege, der Eselstreiber, unter freiem Himmel zu kampiren pflegen.

Eseljungen und Stiefelputzer — wahrlich, ihr könnt dem ahnungslosen Europäer den Aufenthalt in Kairo verleiden, wenn er nicht wüßte, daß gerade derartige Berufszweige so recht der Eigenart des Orientalen entsprechen, der eine heilige Scheu hat vor jeder anstrengenden Thätigkeit und seine süße Ruhe höchstens durch eine möglichst mühelose Beschäftigung zu unterbrechen liebt. Darum fügt sich der Fremde mit der nöthigen Geduld und unentbehrlichen Entschlossenheit, um sich an anderen erfreulicheren Bildern des egyptischen Straßenlebens zu erheitern.

Zu den interessantesten Erscheinungen auf Straßen und Plätzen gehören neben den Eseljungen und Stiefelputzern unstreitig auch die Wasserträger oder Sakka's. In elende Lumpen gehüllt, Beine und Arme in der Regel ganz unbekleidet, keuchen sie daher unter der Last des gewaltigen, mit Nilwasser gefüllten Ziegenschlauches fast zusammenbrechend. Die anderen (Sakka Scharbè), welche statt des Schlauchs mit Nilwasser riesige irdene Flaschen mit Trinkwasser gefüllt, auf dem Rücken tragen und durch das Klirren mit den messingnen Schalen, die zu Trinkgefäßen benutzt werden, die Durstigen heran-

zulocken pflegen, sind kaum beneidenswerther. Denn der Dienst beider, keineswegs ein angenehmer und leichter, ist zugleich ein ziemlich werthloser und uneinträglicher, seitdem eine ergiebige Wasserleitung, deren an den Häusern angebrachte Hähne jedermann zu freier Benutzung offen stehen, in ausreichender Weise für das im Orient doppelt kostbare edle Naß sorgt. Weil eben heute die edle Gabe des Wassers, das sogar in gewaltigen, in den Erdboden eingelassenen Krügen auf den Straßen zu finden ist, in Egypten keineswegs mehr zu den schwer zu erhaltenden und theuer zu bezahlenden Getränken gehört, darum will es niemand mehr bezahlen, es sei denn an Orten, wo es, wie z. B. in der libyschen Wüste bei den Pyramiden, erst mit Mühe aufgetrieben werden kann.

Ferner zu erwähnen sind die auf Schritt und Tritt uns entgegentretenden Geldwechsler, die in ihrem auf einem Tischchen stehenden Glaskasten das nöthige Kleingeld vorräthig halten, dessen der Fremde bei seinen Gängen durch die Stadt bedarf. Freilich darf niemand erwarten, von diesen „fliegenden Bankiers“ jemals den vollen Kurs des zu wechselnden Geldes zu erhalten, und der Fremde, der der Sprache nicht völlig mächtig ist, wird gut thun, seinen Bedarf an Münze anderwärts zu vervollständigen, da er sonst leicht von ihnen gründlich betrogen wird. Daß sie nicht strenge Fachleute sind, zeigt schon der Umstand, daß sie auch Uhren, Ringe und andere Werthgegenstände an Zahlungsstatt annehmen.

Nirgends kann das Hausirwesen in solchem Maaße floriren, wie in einer orientalischen Großstadt. Alles, was nicht nur zu des Leibes Nahrung und Nothdurft, wie auch zu seinem Luxus und Vergnügen gehört, wird hier mit dem nöthigen Aufwand von Beredtsamkeit und Stimmenfülle auf Plätzen und Straßen, in Kaffee's und anderen Wirthschaften feilgeboten. Zu den anziehendsten und charakteristischsten unter den Hausirergestalten gehören sicher die Orangenverkäufer. In malerische Tracht gehüllt, lassen sie den breiten, mit den süßen Früchten gefüllten Korb frei auf ihrem Kopfe schweben und wissen nicht genug Worte über die Vortrefflichkeit derselben zu machen. Der Ton, in welchem sie, wie alle Hausirer, ihre Waare anpreisen, hat für unsere Ohren etwas Fremdartiges. Es ist kein Sprechen, es ist kein Singen, und doch unterscheiden wir Rhythmus und Tonfall, Klangfarbe und Melodie. Unwillkürlich werden wir an ein mit etwas näselnder Stimme vorgetragenes Rezitativ erinnert. Noch schwieriger ist es, den Inhalt dieser Ausrufungen zu enträthseln. Zur undeutlichen, gedehnten und vielfach entstellten Aussprache gesellt sich hier noch der ganze Bilderschmuck der orientalischen Ausdrucksweise, der sich nicht mit einer Benennung oder einfachen Umschreibung der Waare begnügt, sondern in oft tiefempfundenen, sinnreichen Wendungen dieselbe anpreist. Nicht: „süße Orangen!“ klingt es aus dem Munde jener Verkäuferin, sondern: „Honig, o Orangen, Honig!“ (d. i. „honigsüße Orangen!“) preist sie an. Von den Lupinen, die neben Mandeln und Pistazine eine Hauptdelikatesse besonders der Jugend bilden, hören wir folgenden bilderreichen Ausruf: „Hilfe! Die Lupinen von Embâbe (bei Kairo) sind besser als Mandeln! O wie süß ist das kleine Söhnlein des Flusses!“ („Söhnlein des Flusses“, weil sie vor dem Kochen gewässert werden müssen). Sinniger aber und poesievoller kann das Lob der Königin der Blumen kaum gesungen werden, als wenn es heißt: „Die Rose war ein Dorn; vom Schweiße des Propheten ist er aufgeblüht.“

Eigenartig und dem Abendländer gleichfalls eine durchaus fremdartige Erscheinung sind ferner die Saïs oder Vorläufer, die in aristokratischer, selbstbewußter Haltung und gleichmäßig schnellem Trabe den herrschaftlichen Equipagen vorauseilen. Es ist wahr, ein stolz dahineilender Saïs in seiner kleidsamen Tracht, mit dem reich in goldgestickten, eng anschließenden Brustkleide, den kurzen, blendend weißen bauschigen Aermeln, die flügelartig im Winde flattern, sowie die gleichfalls weißen kurzen Pumphosen, den langen Stab in der Hand, ist eine stattliche, eigenartige Erscheinung, zumal die Leute fast stets von tadellos schöner Gestalt und brauner, glänzender Hautfarbe sind. Aber gerade dieser Umstand ist es, der in jedem fühlenden Menschen das tiefste Mitleid mit ihnen erwecken muß, denn es ist unvermeidlich, daß diese scheinbaren Herren an Kraftfülle und Gesundheit binnen Kurzem Opfer ihres die Lungen übermäßig anstrengenden Berufes werden und es wäre wünschenswerth, daß diese veraltete Institution endlich einer humaneren Auffassung vom Werthe eines Menschenlebens Platz machte.

Die Frauen erregen durch ihre nur die Augen frei lassende Verschleierung, die meist schwarz, bei vornehmeren auch weiß ist, unsere besondere Aufmerksamkeit, und fast will es scheinen, als ob das dunkle, zwischen der Verhüllung hervorblitzende Auge durch dieselbe an magischem Glanz und geheimem Zauber gewönne. Bei angesehenen, besonders Haremsfrauen, ist übrigens diese Verschleierung so zart und duftig, daß die volle Bildung des Antlitzes nicht selten in ihrer ganzen Schönheit und Formvollendung zum Vorschein kommt. Kleine Kinder werden nicht auf dem Arme, sondern in reitender Stellung auf der Schulter getragen, sodaß dieselben den Kopf der Wärterin als bequemes, wenn auch etwas hartes Kissen benutzen können.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdient auch die Kopfbedeckung der männlichen Bevölkerung. Bei weitem die meisten tragen den rothen Tarbusch (Fez) mit schwarzer, bei den Bedienten mit blauer Quaste. Auch der Turban ist, besonders bei den Türken, nicht minder häufig, und seine Farbe ist je nach der Nationalität, dem Glaubensbekenntniß, der Familie 2c. sehr verschieden. Neben dem gewöhnlichen weißrothen begegnet uns u. a. auch der grüne Turban, der als ein Vorrecht der Mekkapilger, der Scherifs (Nachkommen des Propheten) u. a. gilt.

Zu dem bunten Gemälde, welches das Straßenleben bietet, tragen auch endlich die rothen Uniformen des englischen Militärs, unter welchem wieder die Hochlandsschotten durch ihre eigenartige Tracht hervortreten, sowie die mit langen krummen Säbeln ausgerüsteten, meist martialisch dreinschauenden Kawassen der fremden Konsuln und sonstigen Würdenträger das ihrige bei, und vergessen wir bei der leichten, nicht selten geschmackvollen, fast immer phantastischen Kleidung des Orientalen nicht auch das dunklere Kostüm des ernsten Europäers, der sogar zuweilen den unvermeidlichen Cylinder paradiren lassen muß — eine steife Tulipane unter den buntfarbigen Naturkindern Flora's — so finden wir es begreiflich, daß gar mancher schon das Straßenleben im Orient als die interessanteste Seite desselben bezeichnet hat.

Zweierlei dürfen wir aber nicht unerwähnt lassen: die Verunstaltung des Gesichts durch eine größere oder geringere Anzahl von Einschnitten, die bei Arabern und Negern für eine Zierde gelten, und die überaus große Menge von Blinden, die uns hier begegnet. Staub, Fliegen und andere Insekten sowie der Mangel an Reinlichkeit zeigen sich gerade hier als die größten Feinde des edelsten Sinnes, und es ist geradezu unglaublich, wie wenig in dieser Beziehung gethan wird. Das Gesicht kleiner Kinder ist oft mit einer Kruste von Fliegen bedeckt, ohne daß auch nur ein einziger Finger zur Verscheuchung der lästigen und gesundheitsgefährlichen Thiere erhoben würde.

Das Straßenleben in Kairo erhält aber seinen ganz besonderen Reiz durch die mannigfachen, mehr oder minder religiösen Aufzüge, die alle ein für den Abendländer fremdartiges und darum hochinteressantes Gepräge tragen. Zu solchen Aufzügen rechnen wir u. a. die, welche aus Anlaß von Hochzeiten und Beerdigungen stattfinden.

Die Brautzüge, denen man sehr oft begegnen kann, finden statt, wenn die Braut sich am letzten Tage ihrer Freiheit ins Bad begiebt und dann, wenn sie in das Haus des Bräutigams zieht, um sein Weib zu werden.

Um dies recht zu verstehen, dürfen wir nicht vergessen, daß vorher Braut und Bräutigam einander nie gesehen haben. Besteht nämlich in einer Familie die Absicht der Verheirathung eines Familiengliedes, so ist es Aufgabe der nächsten Angehörigen, die nöthigen Formalitäten zu erfüllen. Zu diesem Zwecke wird nicht selten ein „Wekil“, (Bevollmächtigter) erwählt, der vor allem die Frage des von dem Bräutigam zu erlegenden Brautschatzes („Mahr“), um dessen Höhe weidlich gehandelt wird, zu erledigen hat. In den mittleren Ständen beträgt derselbe etwa 500 Mark, wenn die Braut eine Jungfrau ist, bei Wittwen und Geschiedenen weniger; gewöhnlich sind zwei Drittel vor dem Abschluß des Ehekontraktes zu erlegen, während das letzte Drittel für die Frau beim Tode ihres Gatten oder von ihr nicht verschuldeten Scheidung reservirt bleibt. Denn da nach des Propheten Ausspruch schon das Wort: „Ich verstoße Dich!“ zur Lösung des ehelichen Verhältnisses genügt und persönliches Mißfallen des Gatten an seiner Erkorenen diese Formel rechtfertigt, so soll der Verstoßenen wenigstens ein Geringes für die allernöthigsten Bedürfnisse gewahrt bleiben. Außerdem hat der Bräutigam noch manches Sümmchen zu zahlen, ehe er in den ersehnten Besitz seiner ihm noch völlig unbekannten Erwählten gelangt, obgleich oft nicht mehr als 8—10 Tage bis dahin verstreichen. Während dieser Zeit wird im Hause der Braut fleißig an der Beschaffung des Hausgeräthes gearbeitet, unter dem ein Schemel für den Turban oder die Kopfbedeckung, der zu keinem andern Zwecke benutzt wird, nicht fehlen darf. Inzwischen versammelt der Bräutigam in seinem noch einsamen Heim seine Freunde zu fröhlichem Mahle, die ihrerseits dessen Quartier durch bunte Laternen und anderen Lichterschmuck auszuzeichnen sich bemühen. Auch senden sie ihm wohl ihre Hochzeitsgaben ins Haus. Einen Tag vor dem feierlichen Einzuge ins neue Heim — dieser findet am liebsten Donnerstag oder Sonntag statt — begiebt sich die Braut in glänzender Prozession ins Bad. Voran schreiten die Musikanten, die überhaupt bei keinem Aufzuge fehlen, obwohl ihre Instrumente gewöhnlich nur aus Trommeln, Oboen und Flöten bestehen. Die Braut schreitet, wenn sie nicht, was neuerdings sehr häufig geschieht, die moderne, dann aber mit Teppichen dicht verhängte Equipage vorzieht, unter einem nur nach vorn offenen buntfarbigen Baldachin einher, der an vier Stangen getragen wird, unmittelbar gefolgt von einigen ihrer nächsten Anverwandten. Sie trägt ihren kostbarsten Anzug, ist aber gänzlich in einen werthvollen Teppich eingehüllt und zum Zeichen ihrer künftigen Würde als Königin des Hauses nicht selten mit einer kleinen kronenartigen Kopfbedeckung geschmückt. Da das Bad im Morgenlande überhaupt eine hervorragende Rolle spielt, so ist es begreiflich, daß der Aufenthalt daselbst von der Braut und ihren nächsten Anverwandten in möglichster Weise zu einem vergnügten geselligen Zusammensein benutzt wird, wo bei munteren Scherzen, fröhlichem Schmause und unterhaltender Musik leicht einige Stunden im Fluge verrauschen. Es ist der letzte Tag ungezwungenen jugendlichen Frohsinns, denn der andere Tag schon, nachdem im Elternhause noch einmal im Kreise der Jugendfreundinnen unter Spiel und Gesang das Nachtmahl eingenommen wurde, soll sie ins Haus des zukünftigen Gatten führen. Man liebt es, zur Unterhaltung der Zuschauer fahrende Künstler und Leute ähnlichen Schlags zu miethen, welche während des Aufzugs ihre Produktionen veranstalten. So sieht man zuweilen Fechter vor dem Zuge herlaufen, die mit hölzernen Waffen gar grimmig auf einander losschlagen und eine Art Gefecht liefern. Auch Sacka's (Wasserträger) werden gemiethet, die ohne Ermüden schwere, mit Wasser oder Sand gefüllte Schläuche vor dem Zuge herschleppen.

Ist der Zug im Hause des Bräutigams angelangt, so begiebt sich dieser in Begleitung einiger Freunde in eine nahe gelegene Moschee, um dort seine Gebete zu verrichten. Obwohl wir begreifen, daß die Sehnsucht, seine Erwählte zu schauen, ihn nicht lange zaudern läßt, so gilt es doch für unschicklich, auf der Heimkehr die Schritte zu beschleunigen. Ist er aber daheim angelangt, so läßt er Freunde und Bekannte im Stich und eilt hinauf in das Frauengemach (Herim) wo er erwartungsvoll zum ersten Male seiner Erkorenen ansichtig wird. Wie im Leben aber Freud und Leid einander oft hart berühren, so möge dieser Schilderung des frohen Hochzeitsfestes eine kurze Darstellung der Beerdigungsfeierlichkeiten folgen.

Zunächst gilt als Regel, daß die Leichen noch am gleichen Tage, an welchem der Tod erfolgte, beerdigt zu werden pflegen. Abgesehen von hygienischen Gründen, hat der Moslim eine heilige Scheu davor, einen Leichnam, und sei es der des nächsten Anverwandten, über Nacht im Hause zu behalten, und wenn bei irgend einer Gelegenheit, so offenbart sich hier seine abergläubische Furcht vor Dämonen und bösen Geistern.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.